Der neue USA.-Botschafter beim Führer.

Hugh Wilson überreicht das Beglaubigungsschreiben im Haus des Reichspräsidenten.

Berlin, 3. März. Der Führer und Reichskanzler empfing am Donnerstagmittag den neuernannten Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika, Hugh R. Wilson, zur Entgegennahme seines Beglaubigungsschreibens. In seiner Rede betonte der Botschafter, daß er bestrebt sei, freundschaftliche Beziehungen zwischen USA. und dem Deutschen Reich zu wahren und auszubauen. Der Führer versicherte Botschafter Wilson, daß er und die Reichsregierung ihm zu dieser Aufgabe die volle Unterstützung zuteil werden lassen.

Im Ehrenhof des „Hauses des Reichspräsidenten" erwies eine Ehrenkompanie des Heeres mit Musik und Spielleuten dem Botschafter die militärischen Ehrenbezeigungen. An dem in Gegenwart des Reichsministers des Auswärtigen, v. Ribbentrop, stattfindenden Empfang nahmen der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, v. Mackensen, und die Herren der Umgebung des Führers und Reichskanzlers teil.

Botschafter Wilson

überreichte die Handschreiben des Präsidenten Roosevelt über die Abberufung seines Amtsvorgängers und seine eigene Beglaubigung als Botschafter dem Führer und Reichskanzler mit folgender Rede:

Herr Reichskanzler!

Ich habe die Ehre, Eurer Exzellenz zugleich mit dem Abberufungsschreiben meines Vorgängers das Schreiben zu überreichen, mit dem der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika mich als seinen außerordentlichen und bevollmächtigten Botschafter bei Ihnen beglaubigt.

Ich freue mich darauf, nun ein drittes Mal in diesem Lande zu leben, und es ist mein ernstlicher Wunsch, daß die Wahrung und der Ausbau der freundschaftlichen Beziehungen und der Bande, die zwischen unseren beiden Ländern bestehen, während meines Aufenthaltes in Deutschland vertieft und gestärkt werden mögen.

Ich darf die Hoffnung aussprechen, daß Eure Exzellenz mir bei meiner Arbeit, bei der Ausführung der Anweisungen meiner Regierung und bei den Bemühungen, als Dolmetsch der verständnisvollen Einstellung der Völker der beiden Länder zu dienen, Vertrauen entgegenbringen werden.

Der Präsident hat mich beauftragt, bei dieser Gelegenheit Eurer Exzellenz seine persönlichen Grüße wie auch seine besten Wünsche für Eurer Exzellenz persönliches Wohlergehen und für die Wohlfahrt und das Gedeihen Deutschlands zu überbringen.

Der Führer und Reichskanzler

erwiderte diese Ansprache mit folgenden Worten:

Herr Botschafter!

Ich habe die Ehre, aus den Händen Eurer Exzellenz zugleich mit dem Abberufungsschreiben Ihres Herrn Amtsvorgängers das Schreiben entgegenzunehmen, durch das Sie als außerordentlicher und bevollmächtigter Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika bei mir beglaubigt werden.

Mit lebhafter Genugtuung begrüße ich es, daß Sie, Herr Botschafter, den ernstlichen Wunsch zum Ausdruck brachten, die freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen unseren beiden Ländern bestehen, während Ihres Aufenthaltes in Deutschland zu vertiefen und zu stärken.

Der Umstand, daß Sie nicht zum ersten Male nach Deutschland kommen, und daß Sie das deutsche Volk aus Ihrer früheren diplomatischen Tätigkeit kennen, wird Ihnen Ihr Bestreben, dem gegenseitigen Verständnis der beiden Völker zu dienen, wesentlich erleichtern. Eure Exzellenz können versichert sein, daß ich und die Reichsregierung von den gleichen Bestrebungen geleitet sind und alles tun werden, um Sie bei der Erreichung dieses Zieles zu unterstützen.

Die freundlichen Wünsche des Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika für das Gedeihen des deutschen Volkes nehme ich mit Dank entgegen und erwidere sie aufrichtig. Im Namen des Deutschen Reiches heiße ich Sie, Herr Botschafter, herzlich willkommen.

Hieran schloß sich eine längere Unterhaltung des Führers mit dem Botschafter. Dieser stellte alsdann dem Führer und Reichskanzler die ihn begleitenden diplomatischen Mitglieder und die Waffenattachés der amerikanischen Botschaft vor. Die Abfahrt des Botschafters und seiner Begleiter vollzog sich unter den gleichen Formen und Ehrenbezeigungen wie beim Eintreffen.

Nach Abschluß des Empfanges schritt der Führer und Reichskanzler die Front der im Ehrenhof aufgestellten Ehrenkompanie ab, wobei er von der in der Wilhelmstraße versammelten Menge herzlich begrüßt wurde.

Außerdem empfing der Führer und Reichskanzler den auf Heimaturlaub befindlichen deutschen Gesandten in La Paz (Bolivien), Dr. Wendler, zur Abmeldung vor seiner Wiederausreise.

Frankreich am Scheidewege.

Leidenschaftlicher Appell Flandins an die Vernunft. — Abrechnung mit den kommunistischen Kriegs- und Haßpolitikern. — Hinweis auf das Vorbild Chamberlains.

Paris, 4. März. Der ehemalige Ministerpräsident Flandin hielt am Donnerstag im Théatre des Ambassadeurs einen Vortrag über das Thema „Weder Krieg noch Demütigung".

Er stellte einleitend fest, daß die dynamische Entwicklung in Deutschland und Italien diese beiden Staaten nicht mit Frankreich in einen Konflikt bringen müsse, und wies auf das Beispiel des englischen Ministerpräsidenten Chamberlain hin, von dem er glaube, daß er diese Meinung teile.

Im weiteren Verlaufe seiner Ausführungen wandte sich Flandin gegen die Volksfront, der er vorwarf, unfähig zu sein, die nationalen Interessen Frankreichs zu vertreten. „Als ich in den Kammerreden der Regierungsvertreter die Lobgesänge und die Ergebenheitserklärungen an die Genfer Liga, die kollektive Sicherheit und die Beistandspakte vernahm, hatte ich den Eindruck einer Totenwache in einem Sterbezimmer. Aber wenn man sich einmal auch an dem Duft der Kränze berauscht hat, muß man dann dennoch wieder in das Leben hinaus, um die frische Luft zu atmen."

Es sei erfreulich, fuhr Flandin fort, daß die Einsicht über die Notwendigkeit einer großen Anstrengung zur Wiederherstellung der französischen Kräfte in ganz Frankreich zunehme. Aber es sei unmöglich zu glauben, daß die Volksfront diese Aufgabe lösen könne, ebensowenig wie sie imstande sei, die soziale Frage zu bereinigen, weil sie die Arbeitskonflikte nur vervielfältige, anstatt sie zu begrenzen.

„In der Innen- und Außenpolitik", betonte Flandin, „müssen wir jetzt den Weg wählen. Wir müssen wissen, was wir wollen und mit wem wir gehen sollen. Eine Politik, die die Demokratie gegen die autoritativen Staaten ausspielen und den Eintritt der Kommunisten in die französische Regierung predigen will, ist nur Sowjetpolitik und führt zum Kriege. Sie steht zur Politik Chamberlains im Gegensatz, der erklärt, daß die Genfer Liga in ihrer heutigen Form für Niemanden kollektive Sicherheit gewährt. Chamberlain hat daher Verhandlungen mit Deutschland und Italien eingeleitet. Die Pariser kommunistische „Humanité" will dagegen Frankreich überall dort festlegen, wo in der Welt ein Konflikt ausbrechen könnte. Man muß den französischen Kriegslustigen zumindest die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie genau wüßten, was sie wollten und wohin sie gingen. Diese Leute machen sich keine Sorgen vor den Schrecken eines Krieges und fordern Frankreich auf, sich dringend darauf vorzubereiten. Sie stehen nämlich unter dem Einfluß von Erpressungen, die die kommunistische Partei seit Mai 1936 unaufhörlich an den Regierungen der Volksfront ausübt."

Flandin erinnerte dann an den Brief Stalins an Iwanow, der beweise, daß Moskau durch den Druck der französischen Kommunisten die französische Regierung dazu zwingen wolle, Moskauer Politik zu machen. Diejenigen, die nicht wahrnähmen, daß die ganze Aktion der Komintern auf die Schaffung eines europäischen Kriegsfalles gerichtet sei, müßten blind sein.

Flandin schloß seine Ausführungen wie folgt: Wer repräsentiert heute in Frankreich die wahre französische Tradition? Sind es diejenigen, die das Land in den Krieg führen wollen, oder sind es diejenigen, die ein starkes Frankreich erstreben, das seine Interessen ohne Großsprecherei vertritt, die Arbeiter und Bauern dem Einfluß der Agenten des Bürgerkrieges entreißt und das nationale Erbgut verteidigt, indem es sich weigert, blutige Abenteuer zu suchen? Die Kontinentalpolitik Frankreichs im 18. Jahrhundert habe dem Staate sein erstes Kolonialreich gekostet. Die Größe und die Zukunft der französischen Nation seien heute mehr denn je an sein Weltreich geknüpft. Es wäre verbrecherisch und verrückt sein, dieses Reich dadurch in Gefahr zu bringen, daß man die Kräfte Frankreichs in den Dienst von Interessen stellt, die nicht die seinigen sind.

Chautemps stellte die Vertrauensfrage.

Paris, 4. März. In der Vollsitzung der Kammer wurde in die 6. Lesung der Gesetzesvorlage über das „Statut der Arbeit" in der vom Arbeitsausschuß vorgelegten und auch auf die Landwirtschaftsarbeiter ausgedehnten Fassung eingetreten. Ministerpräsident Chautemps stellte die Vertrauensfrage. Er erklärte dazu, die Regierung müsse unbedingt darauf bestehen, daß der Wortlaut so, wie er vom Senat aufgestellt worden sei, angenommen werde. Andernfalls sei der Bestand der Regierung gefährdet.

Der Vorsitzende der sozialdemokratischen Kammerfraktion erklärte hierauf, daß die ganze Aussprache nunmehr ein ausgesprochen politisches Gesicht erhalten hätte. Er forderte zur Erledigung der Vertrauensfrage der Regierung eine Unterbrechung der Kammersitzung, um den Fraktionen die Möglichkeit zur Stellungnahme zu geben. Die Rechte und die Mitte protestierten heftig gegen diesen Vorschlag. Der Kammerpräsident sah sich daher gezwungen, hierüber abstimmen zu lassen. Die Kammer entschied sich schließlich mit 346 gegen 170 Stimmen für Unterbrechung der Sitzung. Zu der Sitzung der sozialdemokratischen Kammergruppe erklärt man, diese habe beschlossen, für die Regierung zu stimmen, aber zuvor den Linksausschuß der Kammer einzuberufen, um dort eine Einigungsformel zu finden. — Die Mehrheit der sozialdemokratischen Kammergruppe ist durch diesen ihren Beschluß, für die Regierung zu stimmen, der Verantwortung für eine Regierungskrise ausgewichen. Damit ist eine wesentliche Entspannung erzielt und die Möglichkeit einer Krise zunächst behoben, es sei denn, daß es innerhalb des Linksausschusses der Kammer in letzter Stunde zu neuen Schwierigkeiten käme.

Auf der Spur eines Gattenmordes?

Rätselhaftes Verschwinden einer Frau.

Berlin, 3. März. Die Reichszentrale zur Bekämpfung von Kapitalverbrechen beim Reichskriminalpolizeiamt in Berlin beschäftigt sich mit der Aufklärung des rätselhaften Verschwindens der in Hövel (Kreis Lüdinghausen, Reg.-Bez. Münster i. W.) geborenen 28 Jahre alten Ehefrau Maria Fries, geb. Brauner.

Die Frau wurde in der Nacht zum 9. September 1936 von ihrem Ehemann unter falschen Angaben aus ihrer Wohnung in Ahlen in Westfalen gelockt, und seitdem ist über ihren Verbleib und ihr Schicksal nichts mehr bekannt geworden.

Gegen den Ehemann, der festgenommen wurde, besteht zwar der dringende Verdacht, seine Frau ermordet und die Leiche beseitigt zu haben, es muß aber auch noch mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die Frau sich aus unbekannten Gründen verborgen hält. Sie ist 1,60 bis 1,65 Meter groß, von schlanker Figur, hat schwarzes kurzes Haar, gebräuntes Gesicht, braune Augen, und an der linken Wade befindet sich eine etwa 3 bis 5 Zentimeter lange Narbe. Zur Zeit ihres Verschwindens trug sie ein dunkelblaues Seidenkleid mit weißen Punkten, weiße kunstseidene Kombination und braunlederne Hausschuhe. Als Schutz gegen Regen hatte sie sich bei ihrem Weggang einen Herrenmantel übergeworfen.

Mitteilungen, die irgendwie zur Aufklärung des Falles dienen können, nehmen alle polizeilichen Dienststellen sowie die Reichszentrale zur Bekämpfung von Kapitalverbrechen beim Reichskriminalpolizeiamt in Berlin C 2, Alexanderstraße 10, Zimmer 364a, entgegen. Anruf 51 00 23, Hausapparat 764.

Die Frau ist stärker

ROMAN von OSWALD RICHTER.

39] (Nachdruck verboten.)

Und je sauberer und durchsichtiger es in seinem Innern wurde, um so klarer erkannte er eines: seine grenzenlose Schuld. Immer drückender und quälender wurde dieses Gefühl für ihn, da er es einmal erkannt hatte. Und gleichzeitig stieg immer gebieterischer die Forderung in ihm auf, gutzumachen, was er verschuldet. Und wie es bei Menschen seiner Art zu sein pflegte, die Reue war so tief, daß er von dem einen Extrem der Herzensroheit in das andere, das reiner, beglückenwollender Menschenliebe umschlug. In seinem Ueberschwang glaubte er alles ungeschehen machen zu können, was er angerichtet. Das ganze letzte Jahr sollte ausgelöscht werden, sollte nicht wahr sein, das Rad der Zeit zurückgedreht werden und alles wieder so sein, wie vor jenem Gesellschaftsabend bei Heusers, als er Frau Johanna das erste Mal sah, damals, als er jene eitlen, bösartig-prahlerischen Worte sagte, die allen Frauen Ehre und Tugend absprachen.

Es war ein schwieriger, schmerzhafter, von vielen Krisen unterbrochener Prozeß, der sich in ihm vollzog. Monate entsetzlicher, von Kämpfen mit sich selbst erfüllter Einsamkeit hatte es bedurft, bis er sich zu dieser Erkenntnis durchgerungen hatte. Dann aber begriff er erst die Größe seiner Schuld. In seiner verwirrten Seele tauchten die Gestalten Walter Heusers und seiner Frau empor, verarmt, hungernd, frierend. Sein gepeinigtes Gewissen zeigte sie ihm als Bettler. Wovon auch sollten sie leben? „Sie haben ganze Arbeit geleistet" — das waren die letzten Worte, die er aus dem Munde der Frau vernommen, und sie hatten ihm den Erfolg seines bis ins kleinste ausgeklügelten, nichts auslassenden Vernichtungswerkes bestätigt, sein Zerstörungswahnsinn hatte sich restlos ausgetobt.

Wovon — — wie — lebten Heusers? Der Ertrag aus der Auktion, jenem Gerichtstag seiner Seele, mußte längst verbraucht sein. Irgendeinen Posten in der Industrie hatte Heuser, soviel hatte Kobbe durch monatelanges Nachforschen festgestellt, nicht bekommen.

Bei solchen Gedanken wuchs seine Unruhe so ins Quälende, daß er wie ein Gefangener in seinem Zimmer hin- und herlief. Was war geschehen? — Was geschah vielleicht heute — in dieser Stunde — in dieser Minute? Die Verzweiflung saß ihm am Hals und würgte ihn. Er mußte etwas unternehmen, er mußte handeln, jetzt gleich — sofort! — Aber wie? Wie konnte er den Vater dazu bringen, alles wieder gutzumachen, Heuser in seine alten Rechte wieder einzusetzen. Er wußte, es war Wahnsinn, mit diesem Verlangen an den Vater heranzutreten.

Als eines Morgens Willi Kobbe sein Arbeitszimmer betrat, fand er seinen Sohn darin nervös und aufgeregt umhergehend. Die Augen dieses jungen Menschen, der die letzten Nächte schlaflos verbracht hatte, glühten wie im Fieber. Erstaunt sah ihn der Vater an. Aber ohne ihm Zeit zu einer Frage, ja auch nur zu einer Ueberlegung zu lassen, begann Fritz sofort mit sich überstürzenden Worten:

„Du mußt alles gutmachen — — es ist unmöglich — das darf nicht so bleiben! Du mußt alles zurückgeben — wir müssen alles zurückgeben — — es gehört uns nichts davon — es ist alles unrecht erworben — — ruf ihn zurück — ich fleh' dich an! Hörst du, Vater? — Sofort — gleich — keine Minute ist zu verlieren — jeden Moment kann das Schreckliche geschehen —" Verzweifelt krallte Fritz die Finger in seine Haare.

„Wovon sprichst du eigentlich? Ich verstehe kein Wort!" gelang es dem Alten endlich, seinen Sohn zu unterbrechen.

„Da fragst du noch? Von Heuser natürlich. Du mußt ihn wieder in seine Rechte einsetzen. Du mußt ihn retten aus seinem Elend —"

„Sag mal" — Willi Kobbe sah den Jüngeren mit zusammengezogenen Augenbrauen an, „du bist wohl verrückt, ja?"

„Nein, ich bin gar nicht verrückt", stieß Fritz unter fortwährendem Kopfschütteln hervor, „ich war noch nie so klar, ich habe in meinem Leben noch nie so klar gesehen —"

„Was willst du eigentlich? Möchtest du dich nicht deutlicher ausdrücken? Und vor allem nicht so schreien!"

„Ich soll nicht schreien — ah, ich werde noch viel mehr schreien, wenn du das, was Heuser geschehen, nicht gutmachst, restlos gutmachst! Durch alle Straßen werde ich schreien, was du getan hast —"

„Na, höre mal, jetzt schlägt's aber dreizehn!" Der Alte schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. „Ich — ich getan habe? Das ist großartig! Wer ist denn hergekommen mit der Idee, wer hat denn den ganzen Plan ausgeheckt? — He? — Wer hat als abgeblitzter Liebhaber sein Mütchen kühlen müssen an dieser schönen Rothaarigen — — wie heißt sie doch gleich? — richtig: Johanna — Ich doch nicht!"

Fritz war kreidebleich geworden und trat an seinen Vater nahe heran. Er flüsterte mit vor Erregung bebender Stimme:

„Ich verbiete dir, den Namen dieser Frau in den Mund zu nehmen."

Kobbe sen. lachte höhnisch auf: „Ach, sieh mal an, du spielst jetzt auf 'ner anderen Saite, nachdem du auch so nichts erreicht hast! Nu ist auf einmal die arme keusche Liebe daraus geworden, die Liebe zur heiligen Johanna!" Er lachte breit und zynisch.

Fritz trommelte außer sich vor Wut mit beiden Fäusten auf den Tisch: „Ich habe dir verboten, diesen Namen zu nennen. Verboten! Hörst du: verboten!!! Du bringst mich nicht rasend."

„Du bist ja schon verrückt, du bist ja nicht normal. Kommst hierher mit solchem blödsinnigen Verlangen: wiedergutmachen — wiedergutmachen — — als ob ich was Unrechtes getan hätte. Es ist alles ganz und gar aus ordnungsmäßig vor sich gegangen."

Fritz sah seinen Vater an: „So — du hast kein Unrecht begangen? So, du bist schuldlos, wie'n neugeborenes Kind! Du hast den Mann nicht um seinen ganzen Besitz gebracht, ihn ins Elend gestoßen, weil du in deiner Habgier nicht genug kriegen konntest! Nein, das hast du alles nicht getan!"

„Ich weiß nicht, Fritz, was plötzlich in dich gefahren ist, und was dich zu diesen sinnlosen Vorwürfen veranlaßt. Ich habe den Mann um gar nichts gebracht! Der ist einfach ein schlechter, vollkommen untüchtiger Geschäftsmann gewesen. Wenn ich es nicht getan hätte — und zwar auf deine Veranlassung, mein Junge — dann hätt's ein anderer gemacht. Unter der Leitung dieses Herrn Heuser hätte sich die Bisag keine sechs Monate mehr gehalten. Vielleicht bist du imstande, ein vernünftiges Wort eines alten Kaufmanns anzuhören. Wenn man die Sache beim rechten Licht besieht, bin ich ein Wohltäter in diesem Fall. Dadurch, daß ich diese Pleitebude übernommen habe und mit meinem Gelde und meiner Arbeit wieder flottmache, erhalte ich so und so viel Hunderte von Arbeitern und Angestellten samt ihren Familien bei Brot und Einkommen. Ohne mich stünden sie auf der Straße. — Verstehst du?"

(Fortsetzung folgt.)